Unter Undercover-Migranten

Wir Polen in Deutschland haben meist versucht, möglichst wenig aufzufallen. Doch nun schreit der Autor Martin Piekar seine Geschichte heraus. Und ich fühle mich gesehen.

Von Jurek Skrobala, Der Spiegel, 07.05.2026

Martin Piekar zündet seiner toten Mutter eine Zigarette an. Die Sonne scheint, die Vögel zwitschern, der Frühling blüht demonstrativ an diesem Apriltag in Bad Soden am Taunus, als Piekar die brennende Zigarette der Marke West, einer Lieblingsmarke seiner Mutter, in einen Spalt im Kolumbarium steckt, neben ihre Urne. Asche fällt auf Friedhofboden, und Piekar, schwarz lackierte Fingernägel, schwarz gerahmte Sonnenbrille, der 1,96 Meter große Körper so dunkel gekleidet, als wollte er mit seiner Erscheinung den Sonnenschein absorbieren, lacht. »Auch geil: Die anderen haben Blumen.«

Ein Grab voller Blumen müsste man pflegen. »Ich hätte keine Möglichkeit, hier einmal im Monat Gartenarbeit zu machen«, sagt er. »Da bin ich ehrlich.« Und dann: »Hätte ich keine Lust mehr drauf.«

Mit dieser toten Mutter und ihrem lebendigen Sohn ist es kompliziert. Seit seinen Zwanzigern hatte der heute 35-jährige Piekar, der ohne Vater aufwuchs, seine depressive, alkoholabhängige und krebskranke Mutter gepflegt, bis zu ihrem Tod mit 71. Sie starb 2023 hier in Bad Soden am Taunus, einem Ort im Rhein-Main-Gebiet, von dem aus die Skyline von Frankfurt am Main, wo Piekar nun lebt, aussieht wie ein hyperreales Postkartenmotiv. In Bad Soden kam er zur Welt, als Sohn der polnischen Mutter, die vor der Wende aus dem real existierenden und nicht funktionierenden Sozialismus nach Deutschland geflohen war.

Damals kamen auch meine Eltern mit mir, aus demselben Land, aus denselben Gründen.

Einmal im Monat besucht Piekar die tote Mutter, erzählt er mir auf Deutsch, das ist uns beiden geläufiger als Polnisch. Zu besonderen Anlässen bringt er ihr, der früheren Kettenraucherin, Zigaretten mit. Heute ist so ein Anlass. Es ist der dritte Todestag von »Regina Cieślik geb. Laurecka«. So steht es am Kolumbarium, so steht es auch als Widmung in Martin Piekars nun erscheinendem Debütroman »Vom Fällen eines Stammbaums«. Es ist eine Familien- und Leidensgeschichte, eine deutsch-polnische Coming-of-Age-Story, in der er die Jahre der Pflege verarbeitet und die Mutter verewigt hat.

Diese Mutter klingt so: »Marcin, ich habe in diese socjalizm gelebt, ich sage dir, das war schlimm.« Und so: »Wohnung sieht so aus und du ladest Menschen ein? Nie, das geht's nicht.« Oder so: »Marcin, ich will leben, ich will diese Krebs geht's weg, und ich will noch so scheene Tage haben mit dir.«

Es ist ein vertrauter Sound, wenn man aus Polen stammt. Ich kenne ihn aus Gesprächen mit anderen Polen, die hier leben und die sich in der Öffentlichkeit lieber mit Akzent als in der Muttersprache unterhalten. Gespräche, in denen aus Umlauten Unlaute werden. Ich kenne ihn aber auch, karikaturhaft überzeichnet, aus dem Fernsehen der Neunzigerjahre. Aus der Polenwitze-bei-Harald-Schmidt-Ära, der Zeit der ewigen Wiederkehr des »Deutsche Welle Polen«-Sketches in der ProSieben-Comedy-Sendung »Switch«, der sich über die polnische Redaktion des deutschen Auslandsrundfunks lustig machte – eine grau gekleidete Nachrichtensprecherin trug darin schlecht gelaunt schlechte Nachrichten vor. Die betonharten Pointen blendeten eine gewisse Weichheit der Polen, die jede, jeden und alles sprachlich am liebsten sofort verniedlichen würden, aus. Den Sound kenne ich also aus der Gefahrenzone deutscher Humor.

In der Literatur habe ich diese Art deutsch-polnische »Kanak Sprak« zum ersten Mal bei Piekar gehört. Im Sommer 2023 war das, kurz nach dem Tod seiner Mutter.

Ich streamte den Ingeborg-Bachmann-Wettbewerb nebenher. Piekar las seinen Beitrag »Mit Wänden sprechen / Pole sind schwierige Volk«. Er trug den Text wild vor,

mit auf ihn selbst verteilten Rollen: hier die aus Polen geflohene, von ihrer eigenen Geschichte überforderte Mutter, dort der mit der Situation überforderte, sich in Nu Metal und Computerspiele flüchtende Sohn. Ich streamte nicht mehr nebenher.

Nach 19 Minuten schrie Piekar zwei Sekunden lang. Das ließ sich als Ausdruck kompletter Überforderung lesen, als Effekthascherei oder als Fortführung einer performativen Textlesetradition beim Bachmann-Wettbewerb, wo sich Rainald Goetz mal die Stirn mit einer Rasierklinge aufgeschlitzt hatte, um seinen Text mit mehr Blut zu füllen. Die Jury urteilte, Piekars Text sei unförmig, ungezähmt und ungeglättet. Aber für jemanden wie mich, einen sogenannten Deutschpolen, klang es nicht nur unförmig, ungezähmt und ungeglättet, sondern ungewohnt, dass ein anderer sogenannter Deutschpole so laut auf sich aufmerksam machte. Hatte sich da etwa gerade einer bei den Tagen der deutschsprachigen Literatur aus der polnischen Unsichtbarkeit herausgeschrien?

Es gibt »Kanak Sprak« des türkischstämmigen Schriftstellers Feridun Zaimoglu aus dem Jahr 1995, es gibt »Wie der Soldat das Grammofon repariert« des deutschbosnischen Buchpreisträgers Saša Stanišić, es gibt »Vielleicht Esther« der deutschukrainischen Bachmannpreisträgerin Katja Petrowskaja, es gibt »Unser Deutschlandmärchen« des ebenfalls türkischstämmigen Leipziger-Buchmessen-Preisträgers Dinçer Güçyeter. Es gibt noch einige weitere Werke mit dem Label »(post-)migrantisch«, die sich in den vergangenen 30 Jahren wie im Expresszug ihren Weg in den deutschen Literaturkanon gebahnt haben. Und eigentlich ist natürlich total egal, woher jemand kommt, solange sie oder er eine gute Geschichte zu erzählen hat – aber vom Einfluss oder Erfolg her vergleichbare, sich belletristisch mit dem Deutschpolnischsein auseinandersetzende Polen in Deutschland fallen einem nicht so schnell ein, obwohl Menschen mit polnischem Hintergrund hierzulande die zweitgrößte Bevölkerungsgruppe mit Einwanderungsgeschichte bilden.

Vielleicht war es so: Als Piekar beim Bachmann-Wettbewerb losschrie, fühlte ich mich gesehen.

»Ganz viele Polen in Deutschland versuchen, Deutsch gelesen zu werden, wie man heute sagt. Sie versuchen, ihre polnische Identität undercover zu halten«,

sagt Piekar ein paar Stunden, bevor wir zum Friedhof fahren, in seiner Wohnung in Frankfurt. Wir setzen uns auf den Balkon, von irgendwoher spricht irgendjemand laut in einer Sprache, die mir fremd ist, und Piekar trinkt schwarzen Tee aus einer schwarzen Tasse. Die benutzten Teebeutel legt er in einen Aschenbecher. Er raucht nicht.

»Meine Mutter«, sagt Piekars stark von ihm selbst inspirierter Erzähler am Anfang seines Romans, »legte Wert auf ein scharf artikuliertes Hochdeutsch, damit man mir mein Ausländertum ja nicht ansah oder -hörte.« Es waren Lektionen im Verbergen.

Es sind Lektionen, die ich auch kenne. Eine Szene, die ich aus meiner Kindheit erinnere: eine Busfahrt, Verkehrsverbund Rhein-Ruhr, in den Neunzigerjahren. Als ein paar Fahrgäste in einer anderen slawischen Sprache redeten, hörbar für uns, machte meine Mutter spontan eine Unterrichtsstunde in Unsichtbarkeit daraus. Das sei zu laut, flüsterte sie mir zu.

War das wirklich so? »Es war so«, sagt meine Mutter, als ich sie nach dem Treffen mit Piekar darauf anspreche. »Wenn Leute im Bus ganz leise – cichutko, cichutko – flüsterten, dann wusste ich sofort, dass sie auch aus Polen kommen.« Undercover-Migranten enttarnten Undercover-Migranten. »Wir sind aus dem grauen, schrecklichen Kommunismus mit riesigen Komplexen in den bunten, luxuriösen Westen aufgebrochen, verstehst du? Dort waren ganz andere Menschen mit ganz anderen Problemen. Wir grauen Mäuschen passten da nicht rein und wollten uns am liebsten verstecken.«

Bis heute zucke ich zusammen und will »pszt« sagen, wenn meine Frau auf der Straße etwas lauter spricht, bis heute fällt es mir schwer, Raum einzunehmen. Dass in diesem Text ein »Ich« steht, macht mir auch Angst. Wer nicht so sehr auffällt, kann auch nicht so schnell negativ auffallen.

Bis heute wirkt die Polenwitze-bei-Harald-Schmidt-Ära. Die rassistisch-klassistische Sicht, die Piekar mit dem Satz »Polen sind alle irgendwie nur Klempner, Putzfrauen und Pflegerinnen« zusammenfasst. Dabei war es so: Piekars Mutter, einer Mathematikerin und Sonderpädagogin, wurde hier nur ihr Abitur anerkannt. Sie wurde Altenpflegerin. Meine Mutter, die einen Magister in Geschichte hat, wurde Krankengymnastin. Mein Vater, der Anglistik studiert hat, hatte einige Jobs, für die

man nicht studiert haben muss, und Schwierigkeiten, in dem neuen Jobleben anzukommen. Sie alle wurden in Deutschland nicht ganz wahrgenommen, nicht so, wie sie eigentlich waren. Piekar sagt, auch er musste noch einen Antrag beim Ausländeramt stellen, um in Deutschland studieren zu dürfen, obwohl er hier geboren wurde. Aber eben als Sohn einer Polin.

Piekar, der neben dem Schreiben als Philosophie- und Geschichtslehrer an einer Privatschule arbeitet, sieht noch andere Gründe für das polnische Undercovertum. »Die Polen hatten so lange keinen eigenen Staat«, sagt er. »Öffentlich konnten sie ihr Polnischsein in der Zeit kaum kultivieren, weil es dafür Sanktionen gab: Russland ging richtig krass mit der polnischen Intelligenzija um, und in Preußen war man als Pole sowieso Mensch zweiter Klasse.«

123 Jahre lang war Polen von der Landkarte gestrichen, im 18. Jahrhundert aufgeteilt unter seinen Nachbarn. Im 20. Jahrhundert besiegelte das geheime Zusatzprotokoll des Hitler-Stalin-Pakts, gut eine Woche vor Ausbruch des Zweiten Weltkriegs, eine erneute Aufteilung Polens. Nach dem Krieg folgte eine weitere Phase der Repression und Fremdbestimmung. Die endete erst mit dem Fall des Eisernen Vorhangs, also nachdem unsere Eltern schon rübergemacht hatten, Piekars Mutter auf dem Seeweg über »Traveminde«, wie er sie im Roman erzählen lässt, und meine Eltern mit mir in einem kleinen Polski Fiat über holprige Straßen.

In der Bundesrepublik Deutschland angekommen, hängte seine Mutter, so Piekar, einen »privaten Eisernen Vorhang« auf. Als der Sohn im Roman, so wie Piekar in Wirklichkeit, mit 27 Jahren zum ersten Mal in das Land seiner Familie reisen will, um umgeben zu sein von der polnischen Sprache, um die polnische Kultur live zu erleben, fährt die Mutter ihn an: »Warum willst du diese Elend sehen? Das ist schreckliche Land! Da gibt’s nix! Alles ist grau und Hunger und Angst.« Als er sich widersetzt, sagt sie: »Wenn du gehst nach Polen, du bist nicht mehr meine Sohn.« Die Volksrepublik gibt es da längst nicht mehr, aber das Polen, das die Mutter hinter sich gelassen hat, existiert in ihrem Kopf weiter.

So liest sich der Drang, unsichtbar zu sein, in »Vom Fällen eines Stammbaums« auch als Ergebnis schlechter Erfahrungen im sozialistischen Überwachungsstaat. Etwa

als die Mutter den Sohn anweist, Müll zusätzlich einzupacken, um ihn stärker zu kaschieren: »Ich weiß, du denkst ich bin Verrickte. Aber meine Nachbare gucken in meine Mill. Und ich muss kamuflieren.« Ich sage zu Piekar in Frankfurt: »Man will vor seinen Nachbarn nicht negativ auffallen.« Und sehe meinen Vater vor mir, wie er selbst den Bon aus dem Supermarkt in gefühlt tausend Teile zerreißt, sicherheitshalber.

Dass Piekars Mutter auch einen Teil in sich trug, der gern gesehen und gewürdigt worden wäre, lässt sich anhand einer Unterschrift in ihrem polnischen Pass erahnen.

Piekar sucht ihn jetzt. Er schaut in einem Bücherregal im Arbeitszimmer nach, wo seine Bachmannpreise eher versteckt über der Tür hängen. »Ich gucke gerade mal hier.« Er kramt in einer Schublade im Flur, durchsucht einen Kleiderschrank im Schlafzimmer, überprüft die Taschen, die an der Wohnzimmertür hängen. »Warte, warte, warte.« Die Jacken, die an der Haustür hängen! »Nee, doch nicht«. Dann, kurz bevor wir zum Friedhof aufbrechen, findet er ihn, im Bücherregal im Arbeitszimmer. »Manchmal muss man dorthin zurückgehen, wo man angefangen hat.« Er blättert im Pass. Unter »wizy/visas« hat jemand unterschrieben. Es ist ein Autogramm von Marcel Reich-Ranicki, die Mutter hat es sich nach einer Lesung geholt. Reich-Ranicki wurde als das gesehen, was er war. Ein bedeutender, berühmt-berüchtigter Literaturkritiker für das TV-Publikum, ein Seelenklempner für das »FAZ«-Bildungsbürgertum, kein Klempner. »Wieso ausgerechnet im Pass?«, frage ich Piekar später. »Weil der Pass überall hinging, wo sie hinging«, sagt er. »Sie hatte ihn immer in ihrer Handtasche.« Als Ausländerin habe sie sich ja immer ausweisen müssen.

»Wenn du die ganze Zeit undercover bist, lernst du nicht, deine Geschichte in einem größeren Rahmen zu erzählen«, sagt Piekar. Er hat das für seine Mutter übernommen. Das zeigt sich im Roman, in dem der Erzähler durch seine Reisen nach Polen mehr über die Geschichte seiner Familie erfährt, was wiederum die Mutter motiviert, mehr von dem in ihr Verborgenen preiszugeben. Und das zeigt sich am Roman, von dem seine Mutter wusste. »Sie war okay damit. Sie fand einfach immer nur, dass ihr Leben niemanden interessieren würde.«

Dass er den Schritt gehen konnte, ging wohl nur, weil er sich anders verortet als seine Mutter. In einem seiner Gedichte, die er in drei Bänden vor dem Roman veröffentlicht hat, heißt es:

»Ich fühle mich so Bastard zwischen Wüste

und Oase. So halb und halb,

so weder«

Ich glaube, dass es ein Gefühl ist, das unsere Eltern schlecht benennen oder empfinden konnten, weil die alte Volksrepublik ihnen noch mehr in den Knochen saß als uns. Wer sich hingegen »so Bastard« fühlt, »so weder«, ist anders in die Welt gestellt. Piekar sagt, er habe zwar zwei Pässe, aber keiner von beiden repräsentiere ihn.

Radikal formuliert sind Leute wie Piekar und ich niemandem so ganz verpflichtet. Der Gedanke gefällt mir. Wer niemandem verpflichtet ist, der kann machen, was er will. Er kann schreien oder einen unförmigen, ungezähmten und ungeglätteten Roman schreiben. Einen anstrengenden Roman auch, der springt zwischen einer Mutter, die zum Kind wird, einer Akademikerin in Armut, einer Pflegerin, die zur Gepflegten wird, und einem Sohn, dem Zuhörer der Mutter, dem Erzähler der Geschichte, der nicht kohärent klingt, weil sich für ihn wohl nichts kohärent anfühlt. Der zwischendurch Fantasien hat, der Mutter »mit der Faust in die Fresse zu schlagen«, der nicht will, dass seine Mutter stirbt, und der, als sie stirbt, sagt, es sei »gut« und »nicht gut«, dass sie tot sei. Der sich im Roman fragt, ob sein Roman Rache sei.

Wer sich niemandem verpflichtet fühlt, sieht alles, alle Gefühle. Das ganze kaschierte Chaos.